

Klaus Gröschel
Prüfungen und andere Verhängnisse

Klaus Gröschel wurde 1949 in Contwig bei Zweibrücken geboren. Dem Besuch der örtlichen Volksschule folgten fünf Jahre in einem strengen katholischen Internat in Dahn und vier am Hofenfels-Gymnasium in Zweibrücken. Nach dem Studium der Germanistik und Theologie in Saarbrücken, dem Referendariat in Speyer und Wörth sowie fünf Jahren an der IGS Kaiserslautern arbeitete er am Käthe-Kollwitz-Gymnasium in Neustadt an der Weinstraße. Er ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter. Sein Interesse gilt pfälzischen Dialekten, sakraler Baukunst und dem Wandern im Pfälzerwald, im Schwarzwald und in Bayern. Die Erziehung und Lebenswelt der 50er- und frühen 60er-Jahre hat er in dem Buch »(V)erzogen in der Pfalz« dargestellt. Wellhöfer Verlag, 2012

Wellhöfer Verlag
Ulrich Wellhöfer
Weinbergstraße 26
68259 Mannheim
Tel. 0621/7188167

info@wellhoefer-verlag.de
www.wellhoefer-verlag.de

Titelgestaltung: Uwe Schnieders, Fa. Pixelhall, Malsch
Satz: Wellhöfer Verlag, Mannheim

Das vorliegende Buch einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig.

© 2020 Wellhöfer Verlag, Mannheim

ISBN 978-3-95428-272-2

Klaus Gröschel
Prüfungen und andere Verhängnisse

Fünf turbulente Jahrzehnte
im pfälzischen Schulwesen

wellhöfer
VERLAG

Inhalt

Prolog

Erster Schultag: Werbung für das Lebkuchenhaus

1. Kapitel

1.1 Viel schlimmer kann es nicht werden

1.2 Ein vergessenes Heft: Prinzipien auf dem Prüfstand

1.3 Geduldsprüfung: krachend durchgefallen

2. Kapitel

2.1 Eine neue Herausforderung: Die »Internierung« – noch heute tabuisiert

2.2 1966: Umbruch

2.3 Das Abitur, Stunde der Wahrheit nach neun Jahren

2.4 Die Lehrerpersönlichkeit auf dem Prüfstand

2.5 Ein Mathematik-Abitur mit dadaistischen Anklängen

2.6 Mündliches Abitur: Große Bühne für ein Stegreif -Theater

3. Kapitel

3.1 Probetrieb Berufsschule – Ein Selbstversuch

3.2 Der Referendar: Eine Art Schüler, der die Lehrertoilette benutzen darf

3.3 Zwischenstation Zweibrücken: Ein alt-ehrwürdiges Gymnasium vor seinem Ende

3.4 Gesamtschule: besser für alle?

3.5 Mündliche Abiturprüfungen: Sein und Schein

3.6 Projekt Straußenfarm oder das Märchen von den Punkten

3.7 Verlockende Technik der Zeit um 1980

3.8 Der Bischof lässt prüfen

3.9 Wilde Zeiten an der Bildungsfront und in den Toiletten

4. Kapitel

4.1 Zeitenwende am Gymnasium

4.2 Wie man ungefragt plötzlich zum Maler wird

4.3 Die päpstliche Sicherheitsprüfung versagt

4.4 Austesten

4.5 Alkohol macht Schule

4.6 Fragwürdige Einblicke

5. Kapitel

5.1 Zwischen Wegschauen, Kontrollieren und Observieren:
Eltern in der Schule

5.2 Elternabende zwischen Langeweile und Dramatik

5.3 Elternsprechstunden

6. Kapitel

Der Deutschaufsatz: Lizenz für Willkür?

7. Kapitel

7.1 By heart – par coeur

7.2 Alternative Methoden zur Optimierung von
Prüfungsleistungen

8. Kapitel

Vom Lehrer zum Landwirt

Epilog

Blick auf die pädagogische Acker- und Weidelandschaft

Warnhinweise

*Der Text entspricht auf den ersten Blick nicht den Grundsätzen der Genderisierung, da er fast durchgehend von Schülern und Lehrern spricht, obwohl damit auch Schülerinnen und Lehrerinnen gemeint sind. Es ging mir einfach um die bessere Lesbarkeit. Die Alternativen: Eine konsequente Nennung beider Geschlechter wirkt sperrig, Klammerzusätze und/oder Schrägstrich ebenso. Am große Binnen-I strauchele ich beim Lesen, weil sich mein Sprachgefühl, für das ich nichts kann, dagegen sträubt. Vielleicht auch das mancher meiner Leser*innen. So bleibt mir nur die Hoffnung, dass mein Bekenntnis einigermaßen glaubhaft wirkt: Als Lehrer an einer ehemaligen Mädchenschule, Vater zweier Töchter und nicht zuletzt Ehemann habe ich die Bedeutung und Rolle des weiblichen Teils unserer Gesellschaft sehr gut kennengelernt und deshalb, zurückhaltend formuliert, nie unterschätzt.*

Das Bild der Schule, das dieses kleine Buch vermittelt, wirkt zwangsläufig einseitig und eher zu negativ, weil es besondere, also nicht repräsentative Situationen darstellt. Die Kommunikation mit jungen Menschen und das Unterrichten empfand ich immer als ein Privileg, das mir nachhaltig bis auf den heutigen Tag Neugier und eine Lebensauffassung jenseits der Abgeklärtheit des Alters vermittelt. So freue ich mich auch heute noch täglich über anregende Begegnungen und den Austausch mit Menschen aller Altersgruppen, nicht wenige davon in der lockeren Atmosphäre des Sportstudios.

Viele Geschichten gewähren interessante Einblicke, aber auf das Brisanteste habe ich zum Schutz der Persönlichkeitsrechte Dritter verzichtet. Manche spannende Anekdote hat dabei ihren ursprünglichen Wortsinn hartnäckig verteidigt und blieb »nicht herausgegeben«.

Niemand soll persönlich am Pranger stehen. Lieber habe ich mich selbst ab und zu dem Spott ausgesetzt. Wer beim Schreiben ehrlich bleibt, bekennt öffentlich einen Teil seiner Sünden, von denen er manche bereut, und gönnt - bei dieser öffentlichen Buße - seinen Lesern eine großzügige Portion Schadenfreude.

Wer sich trotz dieser Warnungen und Vorbehalte auf das Buch einlässt, braucht keine Langeweile zu befürchten.

Prolog

Erster Schultag: Werbung für das Lebkuchenhaus

Irgendwas schien da merkwürdig zu sein. Ziemlich faul sogar.

Die Schulzeit war die schönste Zeit meines Lebens! – Dieser Satz eben. Mir, dem künftigen Volksschüler, kam er schon deshalb faul vor, weil ich ihn immer wieder, und damit entschieden zu oft, aus dem Mund Erwachsener zu hören bekam. In künstlich hoher, eben falscher Tonart. Falsch auch, weil dieser Satz so gar nicht zu meinen eigenen Erwartungen und Eindrücken passen wollte. Keiner meiner etwas älteren Freunde schwärmte von der Schule. Wie auch? Sie fehlten auf den Spielplätzen, und die Spielplätze fehlten ihnen. Wenn wir uns trafen, war die Schule kein Thema.

Wir fragten eigentlich nicht danach. Und sie mieden das Thema, wichen aus. Ergingen sich allenfalls in Bemerkungen wie: Du wirst es ja noch sehen. Sirenengesänge von der herrlichen Schulzeit lockten deshalb nicht. Warum also diese Sprüche?

Nun ja, vielleicht gab es unterschiedliche Erfahrungen. Vielleicht hatte der Krieg in seiner Härte und Brutalität die Wahrnehmung und Maßstäbe mancher Erwachsener verändert. Selbst ein strenger und misslauniger Lehrer mag um acht Uhr morgens noch eine bescheidene Behaglichkeit um sich verbreitet haben, verglichen mit der finsternen Atmosphäre nächtlicher Bombenangriffe, die Kinder zuvor in Kellern oder Bunkern erlebt hatten. Von diesen schlimmen Erfahrungen war oft, eigentlich jeden Tag die Rede. Beim

Essen hieß es dann: Im Krieg und in der schlechten Zeit wären wir froh gewesen, wenn ... - In Stalingrad hatten wir ... - Alles in ehrlicher Alltagstonlage. Es gab schließlich keine psychologische Praxis, in die man sein Kriegstrauma hätte tragen können. Mit solchen Reden wurde also die Vergangenheit in Erinnerung gerufen, aufgearbeitet und die Gegenwart schöner. Dennoch: Wie konnte die Schule die schönste Zeit im Leben sein?

War denn die gegenwärtige Arbeitswelt dieser Erwachsenen so schlimm? Wie empfanden sie das Familienleben, ihre Ehepartner und uns Kinder? - Mal im Vergleich zur Schule oder zum Krieg?

Fragen, die sich in noch wenig artikulierter Gestalt melden wollten, am kindlichen Horizont aber unbeholfen zappelten und nach einer verständlichen Antwort suchten.

Was blieb, war ein elementares Misstrauen des angehenden »ABC- Schützen« gegenüber solchen Sätzen, die wie in Kruppstahl gegossen schienen, und denen, die sie wiederholten.

An einem positiven Bild der Schule sollte und durfte es offenbar keine Zweifel geben. Trotzdem fanden sich Stimmen, die das Dogma in Frage stellten: Jetzt fängt bald der Ernst des Lebens für dich an. - Das klang zwar ähnlich stereotyp, nährte aber dennoch den Verdacht, dass da etwas nicht stimmte oder nicht stimmig war.

Dieser negativen Einflussnahme wollte, nein, musste Mama entgegenwirken: Du freust dich doch bestimmt schon auf den ersten Schultag. Es wird dir Spaß machen, wenn du Lesen und Schreiben lernst. Da ist es nicht so langweilig wie zuhause. Wir gehen auch bald zusammen einen schönen Ranzen kaufen.

Wer solche Sprüche jeden Tag hörte, schöpfte Hoffnung, dass jenes Ende unbeschwerter Freiheit, die Schulzeit, vielleicht doch nicht so schlimm würde. Es hieß doch Besuch

(!) der Schule. Aber auch Hänsel und Gretel besuchten die Hexe in ihrem Lebkuchenhaus.

1. Kapitel

1.1 Viel schlimmer kann es nicht werden

»Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren.«

»Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid.« Hänsel und Gretel

Als unverbindliche Mutprobe hätte ich diesen Tag betrachten können. Um dann, wenn die positiven Erwartungen und Versprechungen nicht eintreffen, einfach etwas zu wählen, das besser zu mir passt: zum Beispiel zuhause bleiben und Mama helfen, von der ich dann Rechnen und Schreiben ganz beiläufig lernen könnte.

Klagte sie nicht immer wegen ihrer Arbeitsbelastung? Hatte sie nicht ein Abschlusszeugnis der Volksschule mit lauter Einsen?

Da dieser sympathische und Erfolg versprechende Plan Mama leider unverständlicherweise nicht überzeugen wollte, sie redete etwas von einem Beruf, musste ich anders zurecht- und durchkommen.

Ich gebe zu, dass ich mich am Morgen des großen Tages im April 1956 nicht in Bestform befand. Nach unruhigem Schlaf rührte ich appetitlos in der weißen Steingutschale mit meinem Frühstück, einem angeblich gesunden, aber pampigen Haferflockenbrei, der so gar nicht durch die Kehle mochte. Sie wollte heute streiken und im Kleinen verweigern, was im Großen nicht möglich war. Ich hatte schon buchstäblich den Rüssel voll, bevor es mit dem ABC losgehen sollte. Jener Öde der sogenannten Kinderschule

hatte ich mich noch entziehen können. Hier gab es offensichtlich keine Fluchtmöglichkeit mehr.

Auf der Anhöhe hinter dem Elternhaus erhob sich in einer Parkanlage durchaus imposant die neogotische Laurentiuskirche, deren Machtbezirk die sogenannte Kinderschule und die Volksschule in vieler Hinsicht eng zu- und untergeordnet waren.

Je näher wir dem Schulgebäude kamen, desto mehr freudlose Zweiergruppen zeigten sich: Mutter und Kind, Hand in Hand, vorwiegend schweigsam, offenkundig ernster oder deprimierter gestimmt als erwartet. Es ging, nun ja, einer Art Auslieferung entgegen, die man aber nicht so nennen durfte.

Das von einem hohen Eisengitter abgeriegelte Schulgebäude wirkte beim ersten Betreten sauber, aber karg und wenig gastlich: kalte Flure, in denen sich an einer mit gelblich glänzender Ölfarbe gestrichenen Wandseite hässliche dunkle Metallhaken reihten. Die halbwegs bunte Kleiderauswahl, die daran hing, konnte den Eindruck erwecken, dass alles Persönliche in seiner frohen Buntheit außen vor bleiben musste.

Während hingegen das Klassenzimmer, dessen Tür offenstand, eine neue und fremdartige Aura verbreitete, ein Gemisch aus dem Geruch von Bohnerwachs und den preiswerten Parfums der Mütter, die ihre Duftnote an diesem Morgen und zu diesem Anlass so verschwenderisch aufgetragen hatten, als gelte es zu beeindrucken und manches zu überdecken. Fahles Morgenlicht fiel durch die großen Sprossenfenster über den geradezu riesigen Heizkörpern, deren abblätternder heller Anstrich den braunen Rost der Vorkriegszeit offenlegen und bekennen wollte.

Einige der Kinder unserer Klasse aus katholischen Jungen hatten sich schon in den Bänken einen Platz gesucht. Die

meisten, auch ich, hingen noch an ihren Müttern, klammerten sich fest, so lange es eben ging.

Um den Klassenlehrer, eine eher unscheinbare Person, deren blasses Gesicht nicht ohne Grund unnatürlich gerötet schien, hatten sich so viele Mütter geschart, als gelte es für jede von ihnen, etwas von der Gunst eines Mächtigen zu gewinnen. Er war der einzige Mann im Raum, denn unsere Väter hatten Wichtigeres zu tun. Welcher Vater wäre auf die verrückte Idee gekommen, statt zu arbeiten, mit Frau und Kind zur Schule zu gehen. Werktags. Selbst meine Mama konnte oder wollte nicht zu lange verweilen, auch auf sie wartete schließlich Arbeit. Sie bugsierte mich entschlossen in eine freie Bank – und war schon weg. Zumindest empfand ich es so. Dabei fehlte mir gerade jetzt die Schultüte, an der ich mich halten oder besser noch: mit deren Inhalt ich mich hätte etwas trösten können. So ließ ich einigen Tränen ihren stillen Lauf, fühlte mich irgendwie ausgeliefert und verraten.

Ganz genau weiß ich es nicht mehr, warum ich als einziger keine Schultüte hatte. In einer fernen und leicht verschwommenen Erinnerung sehe ich Mama in unserer Wohnküche bei einem ihrer pädagogischen Vorträge, während sie Kartoffeln schälte oder Gemüse putzte: »Diese spitzen Tüten sind eigentlich nur teure Verpackungen, die man hinterher zu nichts mehr gebrauchen kann. Lieber gebe ich dir ein paar Tafeln gute Schokolade. Davon hast du dann mehr als von billigem Zuckerkram, mit dem manche Eltern diese Tüten füllen.« – Das verstand ich. Wer sich schon zum Schulbesuch überreden lässt, macht wohl erst recht bei solchen nebensächlichen Fragen Zugeständnisse. Nun aber bereute ich es, denn im schönen neuen Ranzen gab es nicht eine einzige Tafel Schokolade. Nichts, was mir diese peinvolle Situation hätte versüßen können. Ich war in einem Hexenhaus ohne Lebkuchen. Sollte ich vielleicht an meinen Buntstiften lutschen? Eine der anwesenden Mütter schien wohl etwas von meiner Not bemerkt zu haben, löste sich

aus dem Schwarm um den bedrängten Lehrer, kam zu mir, beugte sich über mich und fragte, warum ich weinte. »Weil ich nichts kann.« Etwas Besseres wollte mir nicht einfallen, und es stimmte gewiss in mehrfacher Hinsicht. »Dafür bist du ja jetzt in der Schule.« Sie streichelt mir kurz über den Kopf und ließ mich mit einer Antwort zurück, die logisch erschien und mich sogar etwas tröstete.

Dennoch: Viele meiner Kameraden konnten zum Beispiel schon ihren Vornamen schreiben, hatten mir schon vor Weihnachten stolz ihre Kunstfertigkeit gezeigt. Wohingegen Mama, grundsatztreu bis zur Schmerzgrenze, darauf beharrte, dass Lehrer keine Vorkenntnisse der Schulkinder wünschten. Vielleicht hatte sie das auf der Ratgeberseite einer Illustrierten gelesen. Ich fühlte mich jedenfalls als der letzte und einzige Dummkopf im Klassenzimmer.

Während also bei mir noch ein paar Tropfen über die Wangen liefen, hatte sich ganz unbemerkt unter der Bank vor mir eine Art Bodensee – oder sagen wir es realistischer – eine ordentliche Pfütze gebildet. Es waren keine Tränen. Eine deutlich ergiebigere Quelle hatte den Gefühlen meines Freundes Ausdruck verschafft. Er saß zu meiner Überraschung völlig stumm und still auf seinem Platz vor mir. Man besorgte ganz unaufgeregt Putzgerätschaften, nachdem man ihn, der wie in Schockstarre wirkte, an einen trockenen Platz gebracht hatte. Auch später hat nie jemand über diesen Vorfall geredet oder gar gespottet.

Die Fotos vom *1. Schultag* wurden einige Wochen später aufgenommen, als man mit etwas gutem Willen schon lächeln konnte, während die Wangen und der Fußboden trocken blieben.

1.2 Ein vergessenes Heft: Prinzipien auf dem Prüfstand

Nun, ich will diesmal Gnade vor Recht ergehen lassen. Kehrt zu eurem Dienst zurück und übt euch künftig in Treue und Zuverlässigkeit! Der diebische Schustergeselle

Theorien und Prinzipien müssen sich bekanntlich an der Realität messen lassen und in ihr bewähren. Manchmal bringen uns eigene Erlebnisse dazu, sie zurückzustellen, infrage zu stellen oder sogar aufzugeben. - Damit es menschlich bleibt.

Schwester Alexia unterrichtete uns in der 3. Klasse. Ihre durchaus einnehmende Art konnte nicht über ihre Strenge, die damals als unverzichtbar und pädagogisch selbstverständlich galt, hinwegtäuschen. Wenn sie so schwungvoll den Saal betrat, dass die 59 dicken Holzperlen des Rosenkranzes, den sie am Gürtel ihres Dominikanerhabits trug, laut, gewaltig, fast schon bedrohlich klapperten, spürten wir ihre Präsenz oder auch Vehemenz deutlicher als uns am frühen Morgen lieb war. Aus ihrer schwarzweißen Schwesterntracht, die nur, aber dafür betont, das Gesicht freigab, blitzten hinter dicken Brillengläsern hellwache kluge Augen, denen leider nichts verborgen blieb. Und vor allem leuchtete das feine Geflecht der Äderchen ihrer vollen kräftig roten Wangen, die mich damals immer an das Bild auf der Rotbäckchen-Flasche erinnerten. Von diesem Saft wurden mir nämlich bei Erkältungen große Mengen eingetrichtert. Gib ihm Saures, könnte das Motto gelautet haben. In meiner Phantasie, der ich während des Unterrichts gerne freien und ungezügelter Lauf ließ, hatte Alexia, der kleine Star der Werbung, keine Lust mehr auf Reklame für süßsaures Zeug gehabt, wollte lieber zu einer Art Truppe Gottes, die Kindern alles beibringen mochte, außer Saft. Nicht zuletzt Disziplin, regelmäßig auch mit dem Stock. So ist das eben bei Truppen. Man verteidigt die Disziplin und setzt sie mit allen Mitteln durch. Schwester Alexia zeigte dabei klare Kante, auch mit dem Holzstock, der hart auf unsere kleinen Finger

traf. Höllisch schmerzhaft fühlte es sich an, wenn sie ihre Patschhändchen austeilte, wie diese Art der Bestrafung liebevoll genannt wurde. Galt doch in unserer Erziehung Strenge als Wert an sich. Lehrer, die heftig zuschlugen, lobte man deshalb für ihre sogenannte gute Handschrift. Es gab sehr viele handschriftliche Spuren auf den Wangen, den Handflächen und, schwerlich vorzeigbar, auf dem Po, deren Farbgebung von anfänglich brennendem Rot nach Blau und Grün-Braun wechselte. In bunter Kalligraphie hinterließen geübte Handwerker ihre Meisterzeichen auf der Haut der Zöglinge in einem erzieherischen System, das permanente Kontrollen vorsah. Ab der dritten Klasse wurden die Zügel allerdings insgesamt etwas gelockert. Auch Mama schaute endlich nicht mehr ins Hausaufgabenheft, sondern beschränkte sich auf die Kontrolle der Hausaufgaben selbst. Ein methodischer Fehler, den ich mir sofort zunutze machte, indem ich nun meine Hausaufgaben schrittweise individualisierte, also reduzierte, gelegentlich auch stornierte. Auf dem Aufgabenheft fehlte bald nur noch der Aufkleber: Radikal reduziert! Dabei hatte ich sogar fast ein gutes Gewissen. Konnte ich doch für mich persönlich den Sinn von Hausaufgaben kaum erkennen, denn ich fiel nicht durch Leistungsdefizite auf. – Also, es ging doch auch so!

Der Vormittag in der Schule genügte mir vollends. War eh schon zu viel. Sollte man sich auch noch den Rest des Tages verderben lassen? Deshalb legte ich mir eine nette kleine Vergesslichkeit zu. Sie funktionierte erstaunlicherweise ganz wunschgemäß. Wenn Rotbäckchen gelegentlich kontrollierte, hatte ich mal ausnahmsweise die Hausaufgaben vergessen, mehrere Male ausnahmsweise das Heft. Was mir leider wirklich fehlte, war jenes Gefühl dafür, wann der Bogen überspannt ist. So etwas lässt sich wohl nur aus Erfahrung lernen.

Und so kam es eines Morgens, wie es kommen musste: Durch dicke Brillengläser optisch vergrößert, fixierten mich

eindringliche blaue Augen. Die Lippen zwischen den rotgeäderten Bäckchen öffneten sich ohne jeden Anflug eines Lächelns mit der fatalen Anweisung: »Dann geh´ mal schnell nach Hause dein Heft holen!« - Da hatte ich es nun.

Raus aus der Bank, aus dem Klassenzimmer, aus der Schule. Irgendwie auch raus aus der Realität, wie benebelt, unfähig eine Lösung zu sehen, wie im Taumel. Wenn es eine Gewissheit gab, dann die eines heftigen und beschämenden Strafgerichts: zuerst daheim, dann in der Schule.

Im elterlichen Geschäft traf ich meinen Vater an, der zwar für schulische Dinge nicht zuständig war, aber wissen wollte, warum ich plötzlich während der Unterrichtszeit vor ihm stand. Da gab es nun keine andere Wahl: Ich musste die Karten auf den Tisch legen. Kein gutes Blatt, wenn man im Bilde bleiben wollte. Nun rechnete ich damit, zuständigshalber an meine Mutter, die höhere Instanz, deren Strenge gewiss war, verwiesen zu werden. Doch etwas gänzlich Unerwartetes, ja Unerhörtes geschah. Nach kurzem Überlegen entschied Papa, mir auf eine ungewöhnliche Weise zu helfen. »Sage der Schwester, dass ich heute Morgen dein Heft aus Versehen verbrannt habe. Weil es neben dem Ofen lag, habe ich es zum Anzünden verwendet. Und noch eins: Mach mir das nie wieder! Hast du mich verstanden? Die Mama braucht das nicht zu wissen.«

Das Glücksgefühl, mit dem ich nun zur Schule rannte, kann ich kaum in Worte fassen. Schwester Alexia nahm die Auskunft kommentarlos zur Kenntnis, segnete in meinen Augen die väterliche Nachricht und Nachsicht ab. Ich litt seitdem für längere Zeit kaum noch an Vergesslichkeit.

Insgesamt zwar eher unspektakulär, wurde dieses Erlebnis dennoch zu einem der einprägsamsten meiner Kindheit. Seit über 60 Jahren berührt mich diese Erinnerung, die mir sagt, dass einer Korrektheit, die sich mit Wahrheit gleichsetzt, nicht immer das letzte und entscheidende Wort

gehören darf. Höhere Werte greifen tiefer. Papa hatte diese Prüfung mit höchster Auszeichnung bestanden.

1.3 Geduldsprüfung: krachend durchgefallen

Und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee.
Schneewittchen

Ein spezielles Kästchen mit alten Erinnerungen, bedachtsam tief vergraben, konnte ich nur mühsam grübelnd wieder aus dem Verborgenen hervorholen. Das hat mit Schuld und Verdrängung zu tun.

Man kann sich mein Kästchen alt und mittlerweile zerkratzt vorstellen. Es ist ein solider hölzerner Griffelkasten: das Corpus Delicti.

Damals, etwa 1959, konnte es sich noch sehen lassen. Das musste es wohl auch, stand es doch täglich auf jener schmalen waagrechten Ablage oberhalb der schrägen Arbeitsfläche der Schulbank, also direkt vor meiner Nase. Etwa fünf Zentimeter hoch, verfügte das Griffelkästchen über zwei Stockwerke. Das Obergeschoß ließ sich mittels einer kleinen Griffmulde durch Zurückschieben des Deckels öffnen. Dieser glich einer langen hölzernen Zunge mit rot-gelben Zierstreifen. Zum Inhalt des unteren Teils gelangte man aber nur, wenn man anschließend die Drehmechanik der oberen Hälfte betätigte. Insgesamt also ein nicht nur nützliches, sondern auch mechanisch durchaus anspruchsvolles Arbeitsmittel. Aus hellem Hartholz gefertigt, war seine Stabilität über jeden Zweifel erhaben, konnte weitervererbt werden. Weniger hingegen sein empfindlicher Inhalt: die Schreibutensilien, darunter ein Füllfederhalter.

Verlängere ich die Sichtachse meiner Erinnerung, so taucht der Rücken von Manfred auf. Er trug wie immer einen grob gestrickten Pullover mit waagrechten grauen und